

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Der Todessturz.

Skizze von Karl Ritz.

Narren gab es immer in der Welt, gibt es heute und auch noch morgen. Manches einer von ihnen ist verblüdet durch Erziehung, viele durch Ereignisse, denen sie nicht gewachsen waren, und Lebensstürmer ist der Rest.

Narren und Lebensstürmer waren die drei, die im Winkel der dumpfen Aneide allabendlich hockten; drei heruntergekommene Menschen, die einmal etwas mehr waren als Tagelöhne. Gott — so lange war das noch gar nicht der Fall. Sie wußten es sogar alle drei noch. Freilich — so etwas vergaß sich nicht so leicht, obwohl der Krieg mit seinen vielfachgestalteten Erlebnissen und die Dollarwährungsnotwendigkeit dazu beitrug.

Immer hockten sie hier und brachten die wenigen Mark, die sie noch zusammenkratzen konnten und ergatterten, in verdünnter Form durch die Kehle, um den hungrigen Magen zu befriedigen und das Gebilde in der Brust, dessen Existenz sie ängstlich betreten, zum Schweigen zu bringen.

Immer redeten sie Langes und Breites von einst, von Möglichkeiten, von Politik und lauter nutzlosen Dingen. Doch heute brachte der eine etwas Neues mit. Vom Wirt hatte er das. Eine Zeitungsnotiz. Voll Eifer las er sie den Tischgenossen vor.

„... wieder einer der zahllosen Fälle. Doch ist es nicht wunderbar, wenn das sich, um die 100 000 Dollar zu verdienen, immer wieder Waschsalze finden, die vermittels eines eigens konstruierten Fasses den Niagarafall hinabzulassen? Und die Frage bleibt nach wie vor offen, ob es nicht möglich sein wird, ein so haltbares Fass herzustellen, das dem Anprall der riesigen Wassermenge gewachsen ist. Für solche Leute, die nichts zu verlieren haben, wird es jedenfalls, trotz des neuerlichen Todessturzes eines Kühnen, immer noch Anreiz sein.“

Die beiden anderen harkten atemlos. Und als der Vorleser schwieg, vermochten sie nicht gleich etwas zu sagen. Bis endlich der eine wie aufschreckend meinte:

„Als ob man das Leben nicht lieb hat — auch wenn's einem dreht geht.“

Und der andere meinte:

„Der sichere Tod! Man soll die Finger von lassen! Und wie soll man rüberkommen!“

„Na eben.“

Der Vorleser sagte gar nichts. Er dachte, daß es als Rohrentimmer ginge. Die brauchte man heute wieder. Da läme man schon über.“

Und daß er ein solches Fass bauen konnte, wo er einmal in den Ingenieurberuf hineingeraten hätte, wußte er. Und wenn es ordentlich stabil mit deutscher Gründlichkeit gebaut wurde.

Wirklich, so sehr Narr war Wilhelm Werner nicht. Der Plan war, während die zwei anderen noch abweisend über das Unmöglichkeit des Plans sprachen, bereits fertig im Kopf Wilhelm Werners.

Über er sagte davon nichts zu den Kameraden. Nur früher ging er heute.

Der Todessturz war nun von Angehörigen fast aller Nationen versucht worden und stets mißlungen. Das er doch immer wieder versucht wurde, hatte keinen Grund darin, daß ein reicher, sensationslüsterner New Yorker Milliardär 100 000 Dollar als Preis für den gelungenen Todessturz, den Niagarafall hinab, gestiftet hatte. Jene Notiz war durch die Mäntel aller Kulturvölker gegangen und hatte manchen angelockt. Beim Anblick der graulichen, donnernden Wasserfälle verging aber den meisten der Mut, und lediglich mit dem Bewußtsein, dem sicheren Tod entronnen zu sein und gleichzeitig eines der größten Naturwunder der Welt zu erleben, genommen zu haben, das sie sonst nimmermehr erleben hätten, verließen sie die Stätte des Todes.

Da meldete sich wieder ein neuer Kühner. Ein Deutscher. Der erste, der nach dem Krieg zu diesem Zweck herübergekommen war. Es hieß, daß er ein ganz besonders trefflich konstruiertes Sturzeschiff besaß, mit dem er hoffe, dem gewaltigen Anprall der Wassermengen wie den harten Felsen zu widerstehen. Der Apparat besaß eine Sauerstoffeinrichtung, die ein Verweilen in dem Fass bis zu zwei Tagen ermöglichte sowie Lebensmittel für denselben Zeitraum, die sich in verschließbaren Schränken und Blechbüchsen im Innern des Fasses befanden. Das Fass selbst war mit doppelter Umhüllung ausgestattet und stark federnd mit besonders stabilen, allseitigen Eisenreifen versehen.

Es war eine Sensation für alle Welt, die trotz den wechselnden, im Vordergrund stehenden Zeitereignissen beachtet und mit Spannung verfolgt wurde.

Wilhelm Werner hatte keinen Plan mit jähem Verzicht auf sein Leben. Das Leben hatte ihm einst viele Karren in die Hand gegeben. Trumpf um Trumpf war ihm aber entglitten. Erst hatte er Jura studiert. Dann zur Medizin umgewandelt. Schließlich war er Schauspieler geworden. Als er auch hier verlagte, ging es immer weiter abwärts. Er verlor es mit Malerei. Dann war er in einer Maschinenfabrik eine Art Aufsicht. Im Ausland begleitete er schließlich deutsche Baumwälder und hielt zuletzt selbst Ingenieur. Dann kam der Krieg mit Verwundungen, Gefangenschaft und völligem Niedergang.

Der Todessturz war die letzte Karte. Und ohne zu saubern, lehte er alles auf sie.

Die brauenden Wassermassen, die alles überdonnerten und alle Lebensformen, die das erstmal den Anblick erfuhrten, lächerlich lächelten, dämpften zwar für Minuten seine Siegeszuversicht. Aber dann lies sie um so höher.

Es war ein Kampf, ein größerer Kampf, als er gedacht.

Drüben in Deutschland hatte er alles vorbereitet und den Apparat auf Druck gedrückt. Er hielt einer Rieskraft stand. Gegen diese Wucht dieser Wassermassen schien er trotzlich heinnabe.

„Oho — nein, Herr Werner! Nein — schwach werden wir nicht! Wir wagen! Und wir führen aus, was wir gewohnt haben! Nicht wahr — ein grüner Junge sind wir doch nicht mehr, Herr Werner? Wir wissen, was wir wollen! Und wagen uns nicht in ein Abenteuer, dem wir nicht gewachsen sind. Oder nicht gewachsen zu sein glauben.“

Der Tag war festgelekt. Eine große Menschenmenge wachte dem sensationellen Schauspiel bei.

Der Einsturz in den Apparat erfolgte vor aller Augen. Die Lebensmittel, Werkzeuge, Verbandstoffe und alles, was für irgend welche Notausgehende Fälle benötigt werden konnte, war wohlverwahrt und wurde noch einmal überprüft. Nach kurzem Abschied von den Rücksitzenden zog sich der waghalsige Deutsche in das Innere des Fasses zurück.

und man schloß es nach seiner Vorchrift sorgsam. Dann sollte man es zum Ufer und ließ es hineinfallen.

Wenige Sekunden war es auf dem aufgelanden und krelenden Wasser zu sehen; dann verschwand es in weißer Gischt.

Nach zwei Tagen fand man die ersten Splitter des Fasses.

Durch die Presse aller Kulturvölker ging neuerlich eine Notiz: ... Wieder ein Opfer.

Und am Tisch im Winkel einer dumpfen Aneide hockten zwei und läsen das vom Wirt erhaltene Blatt und stakten kumm und wußten nicht, wie sehr sie Lebensstürmer waren — größer als ihr Kamerad.

Wer wagt, gewinnt.

Paul Borosnai war Abgeordneter eines Komitats; aber da sein Wahlkreis seiner bald überdrüssig wurde, sandte man ihn als Schulinspektor in einen anderen Teil des Landes. Dort machte er sich noch schneller mislieblich, und so ernannte ihn denn der Minister zum Güterdirektor, ein Amt, das ihn vollkommen befriedigte, denn er konnte nun nach Belieben jagen, Kartenspielen, den schönen Gutsnachbarinnen den Hof machen und seinen Korpus pflegen. Damit aber auch dem Amt gebietet sei, nahm er einen sehr tüchtigen Sekretär, Stephan Kosno, der die Bücher führte, Verfügungen traf und Aktenstücke verarbeitete, so daß Borosnai nichts anderes zu tun hatte als die Scherereien zu unterzeichnen.

Borosnai war schon lange Witwer; seine Gattin hatte ihm ein Rosenkranzchen hinterlassen, das aber jetzt schon zu einer schönen und stolzen Rose erblüht war. — Es war sehr begreiflich, daß Stephan Kosno sich in Nina, die Tochter seines Bräutigams, verliebte; doch die hochmütige Nina lächelte ihn nur aus. Dennoch liebte es Kosno, daß er dem Mädchen nicht gleichgültig war, und daß nur der Hochmut einen Eispanzer um ihr weiches Herz gelegt hatte. Auch Ninas Vater, der von den fähigen Fähigkeiten seines Untergebenen Kenntnis hatte, besaß diesen mit auffällender Berachtung zu behandeln.

Um diese Zeit richtete der Minister an den Güterdirektor ein Schreiben, in dem er mitteilte, daß er mit der Bewirtschaftung und dem Ertrag der Güter unzufrieden sei, der Direktor möge ihm daher ein Memorandum unterbreiten, wie man mit einer praktischen Ausnutzung des Bodens, vornehmlich aber der Wälder, die Einkünfte vermehren könnte.

Borosnai ließ seinen Sekretär rufen und sagte mit ungewohnter Freundlichkeit: „Lesen Sie dieses Schreiben, denken Sie darüber nach und verfassen Sie ein unmissverständliches, möglichst erschöpfendes Memorandum.“

Der Sekretär war schon am dritten Tag nach dieser Unterredung mit der Ausarbeitung eines Memorandums fertig. Seine Vorschläge konnten nicht verbessert, höchstens Ortsbeifügung finden. Borosnai streifte sie sein fettes Doppelkinn.

„Sie sind ein Brachling, Kosno“, rief er entsetzt. „Der Minister wird sehr aufgebracht sein, und wenn Sie irgend welche Wünsche haben, sagen Sie es mir, ich werde Ihnen meine väterliche Protektion angedeihen lassen.“

Kosno seufzte. „Ich habe nur einen Wunsch: die Hand Fräulein Ninas erlangen zu können!“

Borosnai lächelte. „Scheren Sie nicht, mein Lieber. Wie können Sie nur daran denken? Glauben Sie etwa, daß ich meine Tochter als Stipendium für talentvolle und fleißige Beamte zu vergeben habe?“

Kosno sagte nichts mehr, er arbeitete um so fleißiger an dem Memorandum, das, zu einem Aktenbündel geworden, mit kaligraphischer Sorgfalt geschrieben war. Als er es seinem Prinzipal zur Unterschrift vorlegte, sagte dieser: „Das haben Sie gut gemacht; ich werde Ihnen das Monatsgehalt um 10 Gulden erhöhen.“

„Ich danke“, erwiderte Kosno kurz. „Haben Sie die Güte, das Memorandum durchzulesen und zu unterzeichnen.“

Am nächsten Morgen kam der Sekretär ganz bleich und aufgeregt in die Amtsstube. „Haben Sie mein Memorandum durchgesehen?“ fragte er. „Dieses Aktenbündel, warum nicht gar? Ich habe es gleich abgeholt.“ Drei Wochen vergingen, und Borosnai erwartete von einem Tag zum anderen mit wachsender Ungeduld die Antwort des Ministers, bis endlich eines schönen Morgens das ersehnte Schreiben mit dem Amtssiegel ankam. Er öffnete es erwartungsvoll, las es durch und erlöbte, während seine Hand, die das Schreiben hielt, zu zittern begann. Dann las er noch einmal und abermals die folgenden, unverständlichen Zeilen:

„Wir haben Ihr Memorandum gelesen und für richtig befunden. Auf Grund Ihrer Angaben entschieden wir Sie Ihres Amtes und ernennen, Ihren Vorschlag genehmigend, Stephan Kosno zu Ihrem Amtsnachfolger, indem wir Sie bitten, bis zu seiner rechtsgültigen Ernennung die Amtsschäfte weiter zu führen.“

Borosnai ließ endlich das Schreiben fallen, um sich die Stirn zu kratzen. Was war denn das für eine Notifikation? Er wollte sich sofort darüber Aufklärung verschaffen. Mit dem nächsten Zug fuhr er nach Budapest und eilte ins Ministerium. Zuerst ging er zum Sektionschef, der ihn ironisch lächelnd empfing.

„Was ist denn geschieden, was soll das Schreiben des Ministers bedeuten?“ fragte Borosnai. Der Sektionschef reichte ihm das Memorandum. „Haben Sie die Güte, die blau unterstrichenen Stellen durchzulesen.“ Borosnai las: — „Ich melde hiermit Ew. Exzellenz, daß ich ganz untüchtig für mein Amt, zu jeder geistigen Arbeit unfähig bin, daß daher alle Einreden und Schriftstücke von meinem Sekretär, Stephan Kosno, verfaßt sind, die ich unterzeichne, ohne sie auch nur durchzulesen. Meine untertänigste Bitte geht nun dahin, mich meines Amtes, dem ich in keiner Weise gewachsen bin, gnädigst entheben und zu meinem Nachfolger Stephan Kosno ernennen zu wollen.“

Borosnai schüttelte vor Mut, „Unerschämter Schuft! Ich werde sofort zum Minister, um Klage zu führen!“

„Das würde ganz vergebliche Mühe sein“, sagte der Sektionschef, „denn Kosnos Ernennung ist eine vollkommene Tatsache, an der sich nichts mehr ändern läßt.“

„Dieser elende Intrigant hat mich also zurunde gerichtet, weil ich ihm meine Tochter nicht zur Frau geben wollte. Aber ich werde zum Minister eilen, werde mich rächen und ihn vernichten!“

„Sie werden klüger daran tun, nach Hause zu eilen und dem Amtsnachfolger Ihre Tochter und Ihren väterlichen Segen zu geben.“

„Ja, da mögen Sie am Ende recht haben“, rief Borosnai, und eilte mit dem nächsten Zug nach Hause zu seinen glücklichen Kindern. **Koloman Milssath.**

Die Frau im Mond.

(Ein hawaiisches Märchen.)

Der englische Sprachforscher Mr. Fabraio Colson hat im Auftrag der britischen Regierung die Insel Hawaii besucht, um die Sagen und Volksgeschichten der dortigen Eingeborenen zu sammeln. Der „Manchester Guardian“ bringt aus dieser Sammlung, die nach nicht veröffentlicht ist, eine Fabel, die mir hier in der Übersetzung wiedergeben. Sehr interessant ist es, wie sich das bekannte europäische Märchenmotiv vom Mann im Monde auch auf jener einsamen Inselgruppe im Stillen Ozean, wenn auch in anderer Form, wiederfindet.

Ein ganzer Sagenkreis schlingt sich um Hina, die Frau aus dem Land unter dem Meer, welche später die Frau von Kanitonia, dem König auf Hawaii, wurde.

Hina war eine müde Frau. Je älter sie wurde, desto müder wurde sie. Alle Tage lag sie vor der Königsbühne und hochelte Flachs, um Gewänder zu schaffen für ihre Familie. Tag für Tag mußte sie Flachs wecheln, und abends, wenn es so dunkel für diese Arbeit geworden war, mußte sie ihren Calabash nehmen und Wasser klopfen.

Hina hatte niemand, der ihr half. Der Sohn segelte von Insel zu Insel, um Menschen zu rauben. Die Tochter lebte mit wildem Volk im Wald. Ihr Gatte war ein böser Gatte. Er dachte nur darüber nach, wie er die arme Hina noch mehr arbeiten lassen könnte.

Als Hina nun alt geworden, hatte sie Sehnsucht nach einem Ort, wo sie sich hinsetzen und ausruhen könnte. So müde war sie.

Und eines Tages, als der König ihr befohlen hatte, mit einem Netz zwischen den Felsen zu fischen, da rief sie aus in ihrer Not: „O, daß ich von hier fortgehen könnte nach einem Ort, wo ich bleiben und ausruhen dürfte!“

Der Regenbogen hörte Hinas Flehen und hatte Mitleid mit ihr. Er baute einen Brückenbogen, der sich vom Felsen, wo Hina saß, hoch hinauf zum Himmel wölbte. Und Hina begann, mit dem Netz in der Hand, den Regenbogenweg zu erklimmen. Sie wollte bis oben in den Himmel steigen, bis in die Sonne, und in der Sonne bleiben und ausruhen, weit fort von den kalten Felsen.

Sie stieg höher und höher, immer den Regenbogenpfad entlang. Aber je höher sie stieg, desto heißer brannten die Sonnenstrahlen auf sie nieder. Sie hielt sich das Netz über den Kopf und ging weiter. Immer weiter, bis über die Wolken hinaus, die ihr noch einigen Schutz gewährt hatten, immer weiter. Schließlich konnte sie nur noch mühsam vorwärtsrücken. Die Haut war ganz verbrannt und runzlig geworden. Sie konnte nicht mehr weiter und ließ sich am Regenbogen wieder zum Erde hinuntergleiten.

Da war es dunkel. Sie sah ihren Gatten, den König, vom Brunnen zurückkommen, mit einem Calabash voll Wasser in der Hand. Er sträubte sich fast und schalt auf sein Weib, das ihn allein gelassen habe.

Nun, da die Sonne verfunken war und ihre Strahlen nicht mehr quälten, kehrte der alte Mut zurück.

Hina sah am Himmel den vollen Mond stehen und rief aus: „Auf den Mond will ich gehen. Er ist so still, und da kann ich lange, lange Zeit sitzen und mich ausruhen.“

Aber zuerst ging sie ins Haus, den Calabash zu holen, der alle die Dinge barg, die ihr auf Erden teuer waren. Als sie mit ihrem Calabash aus der Tür trat, sah sie den schönsten Mondregenbogen.

Ihr Gatte kam und fragte, wohin sie gehen wolle. Denn er merkte, daß sie weit weg wollte. Sie antwortete: „Ich gehe auf den Mond, an den Ort, wo ich mich ausruhen kann.“

Hina begann abends am Mondregenbogen in die Höhe zu klettern. Sie war heinnabe aus der Reichweite ihres Gatten, da stanz er hoch und griff nach ihrem Fuß. Königt Kanitonia konnte sein Weib aber nicht festhalten, obwohl er ihr den Fuß gedrohen hatte.

Hina ging weiter, dem Himmel entgegen. Der Fuß war gelähmt und schmerzte sehr. Und doch freute sie sich ihrer Freiheit, und daß sie durch die stille Nacht wandern konnte. Sie kam zu den Sternen und sang ihnen Lieder, damit sie ihr den Weg zum Mond zeigen möchten. Die Sterne leuchteten den Weg, und so kam Hina zum Mond.

Sie kam mit dem Calabash, der ihre Kostbarkeiten barg. Und der Mond gab ihr einen Platz, wo sie ausruhen konnte.

Hina blieb auf dem Mond. Und wenn die Menschen in den abtänzelnden, vollen Mond blickten, so können sie Hina sehen. Sie sitzt da mit ihrem lahmen Fuß und der Calabash steht neben ihr. Und die Leute nennen sie nicht mehr Hina, sondern Lono Kofu, und das heißt: Die lahme Einfame.

Manche Leute jagen, anstatt des Calabash habe Hina Koden und Weibstuhl mit auf den Mond gebracht. Und die dunklen Rollen, die den Mond umgeben, das seien die feinen Kleider, welche die Frau im Mond gewirkt habe.

Der letzte Satz.

Von Elie Honroth-Poeme.

Der junge Dichter hatte sein Buch vollendet. Er hatte es vollendet unter tausend Schmerzen, in schlaflosen Nächten, in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Nun es aber vollendet war, fühlte er, es war gelungen. Nur der Schluß, die allerletzten Worte, mit denen die Heldin sich von ihrem Leben löschte, sie klangen noch nicht aus in jene tiefe, unabänderliche Formate, die in seiner Seele stand.

So lehte er sich noch einmal an die Arbeit. Und es rang mit diesem letzten Satze, in dem aller Sinn des Lebens wiederleuchten sollte. Und als er endlich auch diesen letzten Satz geformt hatte, nahm er das Buch und brachte es der Frau, die er liebte.

Sie empfing es, ein wenig lächelnd über die zuckende Verwirrung, die sie in dem jungen Dichter spürte. „Ich lese es heute noch“, versprach sie.

Der junge Dichter ging heim. Der Frühling leuchtete herauf; ihm war es, als wäre er für ihn erblüht.

„Jetzt liest sie es“, dachte er den ganzen Abend und den folgenden Tag. „Jetzt ist sie bei diesem Kapitel; nun bei jenem. Und jetzt beim Schluß, der die letzte Bedeutung in sich trägt und das Wesen rein geformter Idee.“ Und er fühlte, der Schluß war vollkommen.

„Ihr Buch ist sehr fein“, sagte am übernächsten Tage die geliebte Frau, als sie ihm in der grünen Tee-Ecke gegenüber saß.

„Und der Schluß? Wie finden Sie den Schluß?“ fragte der junge Dichter glühend.

„Der Schluß? Sie sah etwas verlegen aus, „der Schluß — offen geblieben, ich habe ihn nicht gelesen. Man weiß doch schon im vorletzten Kapitel, wie die Sache ausgeht!“

Frauen-Zeitung

„Ja“ und „Nein“ im Frauenleben. Das Bibelwort, das unsere Rede „Ja, ja“ „Nein, nein“ sein soll, was darüber ist, das ist vom „Ubel“ wird besonders von der Frauenwelt nicht befolgt.

Welt und Wissen

Leberreime. Bei dem kürzlich erschienenen Mitternachtsmahl auf dem Ausflug nach Altenbrak in Fontanes Roman „Cécile“ wird der alte joniak Vektor aufgefordert, zur Verbesserung der Gesellschaft Verse zu machen.

Am Bache hehn Bergheimnächte, und drüben steht die Erla, Daswischen blüht wie Silberkorn des Baches Kind, die Scherle.

Blühliche Verse folgen. Es scheint, daß der alte Vektor sich irrt, wenn er meint, alle Welt könne Leberreime machen. Denn — er selbst kann es nicht.

Im 17. Jahrhundert, das ja überhaupt die Hülfszeit der Gelegenheitspoesie war, standen derlei Verse beim Volk in hohen Ehren, und selbst sehr gebildete Dichter schrieben sich nicht, Leberreime zu verlassen und ganze Sammlungen davon herauszugeben.

Die Leber ist vom Hacht und nicht von einem Dahn, Demt' will ich wohlkennt zu meiner Liebsten gahn.

Die ältesten Rauschgetränke. Von den Rauschgetränken dürfte der Flegelkammabund der Kamtschadalen eines der ältesten und primitivsten sein. Andere berühmte Getränke werden aus Getreidearten, wie Perilla oder Bombe der Neugier und aus genozener Milch hergestellt.

Ein See, der Kaffermesser schärft. Einer der merkwürdigsten Seen, die es gibt, befindet sich in Irland. Das Wasser dieses Meeres hat die Kraft, jeden Stoff zu verfeinern, der hineinfällt. Diese Verfeinerung ist natürlich nicht vollständig, sondern der Stoff wird mit einer Steinhaut überzogen, die sich im See aufgelöst findet, und diese Schicht wird dann immer härter und bildet eine feste Schale über dem Gegenstand.

Neue Bücher

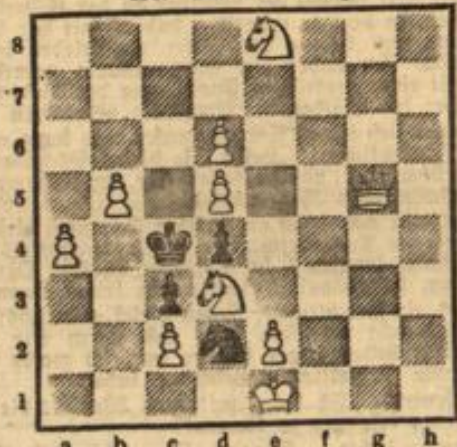
Waldbemar Fensels: „Katten und Felben“. Aus den Notizen eines Jagdbüchlers. (Mitten u. Loening, Frankfurt a. M.) Nach den „Menschewegen“ und „Eros und die Coagellen“ ist Fensels mit seinem neuen Buche die Wanderungen eines Jagdbüchlers, die in ihrer Form anekdotarisch gerichtet Abenteuer eines Landstreikers, in denen ein Lichter die Philosophie der Lebensbejahung verkörpert.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedauwoller.

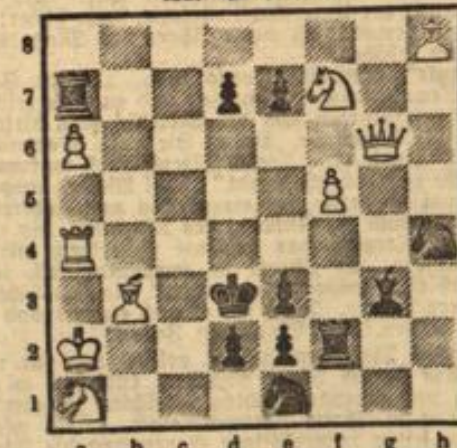
451. Dr. Niels-Höeg.



Weiß: Kd5, Dg5, Sd3, e8, B4, b5, c2, d5, d6, e2; Schwarz: Kc4, Sd2, Bc3, d4.

Matt in 3 Zügen.

452. G. Guldelli.



Weiß: Ka2, Dg6, Ta4, Lb3, h8, Sa1, f7, Ba6, f5; Schwarz: Kd3, Ta7, f2, Lg3, Se1, h4, Bd2, d7, e2, e3, e7.

Matt in 2 Zügen.

Das Teplitzer Kongressbuch erweist sich bei näherem Studium immer mehr als das einzigartigste großangelegteste Werk der Gesamtschachliteratur. Besonders der Problemtteil gibt weite Ausblicke und tiefe Einblicke durch das ganze so anziehende Gebiet. Ganz wissenschaftlich mutet der Stil, die eigene Nomenklatur und die reinliche Klassifizierung an; die besten Schachforscher leisteten hier ihr Bestes und bewiesen mit deutlicher Gründlichkeit, daß das harmlose, scheinbar nur unterhaltende Schachspiel sonnenhohe und abgründige Tiefen in sich birgt.

um so mehr, als seine Wege abwärts der ständigen Reisetouren mit Gütern gelegeten Weltwanderer lagen, Berg und Tümpel weniger an der Oberfläche bestanden. Land und Leute wurden ihm damit menschlich nähergerückt, fremde Sitten und Gebräuche verständlicher. Die Art, wie er das Erlebnis schildert, läßt uns teilhaben an den bunten und wechselvollen Eindrücken seiner Fahrten und Abenteuer, die originale Zeichnungen von Walter Reich in einzelnen Abteilungen anschaulich illustrieren.

Th. v. Thoman: „Fagan“. Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelbau. (Walter Feiler Verlag, Stuttgart.) In dem einseitigen Beispiel des in Firma am Ufer des Iranabdo stehenden Ruinenfeldes von Fagan wird die ganze Schönheit und imposante Pracht altindischer Gestaltungskraft und Schöpfungstalent in diesem Werke gezeigt. Setzen von tiefer religiöser Überzeugung und in dem Wunsch, einen Bewußtsein buddhistischen Glaubens zu schaffen, haben die wichtigsten Herrscher des einigigen Königreiches Fagan vor fast 1000 Jahren die markantesten Tempelbauten aus altbuddhistischen Ländern in ihren zum Teil gewaltigen Ausmaßen hier wieder aufbauen lassen.

Paul Landbeck: „Kongo-Erinnerungen“. 12 Jahre Arbeit und Abenteuer im Innern Afrikas. Mit 42 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. (Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Allen, die sich für koloniale Dinge interessieren oder gar selbst eine koloniale Laufbahn anstreben, werden diese glänzenden und schmerzvollen Schilderungen der Schicksale und Schreden des innerafrikanischen Urwaldes hochwertschätzen sein. Der Verfasser war fast fünfzigjähriger Angestellter bei einer holländischen Firma, die im Kongogebiet die Ausbeutung umfangreicher Kautschukplantagen betrieb. Er machte schnell Karriere und brachte es zum Faktorenbefehl und später zum Oberleiter eines ganzen Distrikts, allerdings nicht ohne harte Prüfungen und Enttäuschungen aller Art durchleben zu müssen.

nissen die Schachzeitschriften, die nun erst die Bedeutung erlangten, welche sie mit der bloßen Wiedergabe von Partien nie erlangt hätten.

451. Der schwarze König steht matt; d6—d7—d8 T—Tcs könnte zum Matt führen. Doch Schwarz hat zur Verteidigung 1. ... Sf3+ und Weiß muß exf3 spielen. Diesen Schlagzug nötigt Weiß aus als „perikritischen“ Zug, der der weißen Dame ihrem neuen Standpunkt die Wirkungslinie zwar verschneidet (Schnittpunkt!), aber auch zugleich die Möglichkeit verschafft, das nunmehr aufgehobene Patt sofort in Matt umzuwandeln. — 452. Ein seltener Fall, ein Schnittpunkt-Zweizüger!

An die Schachkunst.

Heil und Preis Dir, Tochter des Ostens, sing' ich, — Stiller Freuden Sponderin, edle Schachkunst! — Wer sich stetig Deiner gewidmet, wohl ihm; Sorgenlos lebt er. — Ruhig schwebt sein Geist über Menschenhader, Neid und Haß entleert in Caissons Nähe; — Nur harmonisch Walten erstrebt des Spielers emsiges Trachten. — Mag der Mythos preisen Euch neun Camönen, — Längst schon glänzt Calssa als zehnte Muse, — Geistesstrahlen spendend in alle Welten — Göttin, Dir folg' ich!

Walthor Schorr 1885.

Partie Nr. 212. Evansgambit.

Weiß: stud. pol. Globus; Schwarz: Gross. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. b4, Lxb4; 5. c3, La5; 6. d4, exd4; 7. 0—0, d6; 8. cxd4, h6; 9. Db3, De7; 10. Sc3, Lxc3; 11. Dxc3, Ld7; 12. e5, dxe5; 13. La3, exd4; 14. Sxd4, Df6; 15. Tael+, Se7; 16. Sxc6 (Eine wunderhübsche Opferkombination, in welcher namentlich der feine Lauferzug b2 hervorzuheben ist.) Dxe3; 17. Txe7+, Kf5; 18. Txf7+, Kg8; 19. Se7+, Kh7; 20. Lb2!! Le8; 21. Ld3+, Dxd3; 22. Tg7# (Bravo!)

Lösungen.

445. 1. Sd7; 446. c4. — Richtig gelöst von den Herren F. S., M. N., K. S. (446).

Rätsel

Bilderrätsel.



Ergänzungsaufgabe.

In jedem der nachstehenden neun Wörter soll der Anfangsbuchstabe geändert werden, wodurch ein neues Wort entsteht. In richtige Reihenfolge gebracht, ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen berühmten Ausspruch von Goethe.

Bader, Dante, Egel, Ise, Latta, Mohn, Taube, Welle, Zahre.

Kreuzrätsel.

Table with 2 rows and 3 columns. Row 1: 2, 1, 1-2 Bündnis, 2-4 Hoftracht. Row 2: 4, 3, 4-3 Stadt in Lippe, 3-4 Stadt auf Sizilien, 2-3 Bezeichnung für Gehalt, 1-4 Farbe.

Die Namen der zehn ersten Einser der sämtlichen Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 254:

Bilderrätsel: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — Verschieberätsel: Arthur Schopenhauer. — Worträtsel: Rechnen, Rechen.